

PENNY JORDAN  
Ein Hauch von Seide



GOLDMANN  
Lesen erleben

### *Buch*

London in den späten fünfziger Jahren. Die vier jungen Erbinnen einer berühmten Seidendynastie müssen sich der Realität stellen und ihren Platz im Leben finden: die verwöhnte, von Eitelkeit und Standesdünkel getriebene Emerald, die exotische Schönheit Rose, die es als Waise eines englischen Adligen und einer chinesischen Prostituierten nicht leicht hat, die rebellische Janey, die von einer Karriere als Modeschöpferin träumt, und die ambitionierte Moderedakteurin Ella, deren Berufung eigentlich ganz woanders liegt.

Sie alle arbeiten, leben und vergnügen sich in der Glamourwelt der Mode und glauben, dass ihnen die Welt offensteht. Doch auch in einem Luxusleben ist nicht alles planbar, und Geheimnisse aus der Vergangenheit können fatale Auswirkungen auf die Zukunft haben.

Über zwei Jahrzehnte, zwischen Aufbruch und Nostalgie, zwischen Intrigen, Verrat und großen Gefühlen teilen vier höchst unterschiedliche Frauen eine gemeinsame Sehnsucht: nach Momenten des Glücks und der großen Liebe.

### *Autorin*

Penny Jordan ist eine der bekanntesten und erfolgreichsten Autorinnen von Frauenromanen in Großbritannien und hat weltweit bisher über 80 Millionen Bücher verkauft. »Ein Hauch von Seide« ist nach »Der Glanz der Seide« der zweite Teil einer Serie um eine große Seidendynastie aus Cheshire, wo die Autorin selbst lebt.

Von Penny Jordan außerdem bei Goldmann lieferbar:

Der Glanz der Seide. Roman (47169)

Penny Jordan

---

Ein Hauch  
von Seide

Roman

Aus dem Englischen  
von Elvira Willems

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2009  
unter dem Titel »Sins« bei Avon,  
a division of HarperCollins Publishers, London.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das FSC®-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch  
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung September 2011  
Copyright © der Originalausgabe 2009 by Penny Jordan  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2011  
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München  
Umschlagfoto: © plainpicture/Arcangel;  
mauritius images/Loop Images  
Redaktion: Barbara Müller  
LT · Herstellung: Str.  
Satz: omnisatz GmbH, Berlin  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN: 978-3-442-47170-6

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

Folgenden Menschen möchte ich für ihre unschätzbare Hilfe danken:

Meiner Agentin Teresa Chris.

Maxine Hitchcock und ihren Mitarbeitern bei Avon für ihre Geduld und ihr Verständnis.

Yvonne Holland, die das Manuskript wie immer einem wunderbaren Lektorat unterzogen und mich vor inhaltlichen Fehlern bewahrt hat.

Meinem Geschäftspartner Tony Bossom für seine Hilfe beim Schreiben von *Ein Hauch von Seide*.

Ich möchte dieses Buch meinen Leserinnen und Lesern widmen, besonders den netten Menschen, die mir geschrieben haben, um mir zu sagen, wie sehr ihnen *Der Glanz der Seide* gefallen hat, und mich zu fragen, wann die Fortsetzung erscheint.

# *Erster Teil*



*London, Januar 1957*

Rose Pickford öffnete die Tür, betrat den Laden ihrer Tante Amber in der Walton Street, mit seiner Wärme und seinem vertrauten Duft nach Vanille und Rosen – ein Duft, der eigens für ihre Tante kreiert worden war –, und stieß erleichtert einen kleinen Seufzer aus.

Eines Tages – so Ambers Worte – würde Rose nicht nur diesen exklusiven Laden in Chelsea leiten, wo die Möbelstoffe aus der Seidenfabrik ihrer Tante in Macclesfield verkauft wurden, sie würde auch Kunden bei der modernen und eleganten Neuausstattung ihrer Wohnungen beraten.

Eines Tages.

Doch im Augenblick war sie nur eine unerfahrene Kunststudentin frisch vom College, die bei Ivor Hammond, einem von Londons renommiertesten Innenausstattern, als Mädchen für alles angestellt war.

»Hallo, Rose, wir wollen gerade eine Tasse Tee trinken. Möchtest du auch eine?«

Rose lächelte dankbar. »Ja, bitte, Anna.«

Anna Polaski, die den Laden im Augenblick führte, war zu Beginn des Zweiten Weltkriegs mit ihrem Ehemann Paul, der Musiker war, als Flüchtling aus Polen nach England gekommen. Anna war immer sehr freundlich, und Rose vermutete, dass sie ihr leidtat – weil Anna erkannte, dass auch Rose in gewisser Weise eine Außenseiterin war.

»Ich hasse den Januar. Ein schrecklicher Monat, so kalt und so trist«, sagte Rose zu Anna, während sie die wunderschönen

weichen italienischen Lederhandschuhe auszog, die ihre Tante ihr zu Weihnachten geschenkt hatte.

»Ha! Das nennst du kalt? Du müsstest mal einen Winter in Polen erleben, mit meterhohem Schnee«, entgegnete Anna. »Wir essen bald zu Mittag«, fügte sie hinzu. »Ich habe selbstgemachte Gemüsesuppe mitgebracht, und du kannst mitessen, wenn du willst.«

»Würde ich sehr gern«, antwortete Rose, »aber ich kann nicht. Ich muss um halb zwei zurück sein, damit Piers weggan, um für einen neuen Auftrag auszumessen.«

Piers Jeffries war Ivors Assistent, ein gut aussehender junger Mann, der vorgab, Rose zu mögen und ihr helfen zu wollen, der es aber gleichzeitig raushatte, die Dinge so zu drehen, dass man, sobald etwas schiefging, Rose die Schuld dafür gab. Nach außen mochte Piers Mitgefühl mit ihr zeigen und sich zuweilen sogar gegen ihren ungeduldigen und hitzigen Chef auf ihre Seite stellen, doch Rose hegte den Verdacht, dass er es insgeheim genoss, wenn sie in Ungnade fiel.

»Ich muss den Ursprung eines Entwurfes meines Großonkels überprüfen«, erklärte Rose. »Ivor hat einen Kunden, der ihn benutzen möchte, und er hat sich danach erkundigt, wo er herkommt. Das Problem ist, dass er nicht weiß, wie der Entwurf heißt, er kann ihn nur beschreiben.«

Anna schnaubte spöttisch. »Und er glaubt, du könntest es in einer halben Stunde herausfinden! Hast du ihn nicht daran erinnert, dass wir hier über zweihundert verschiedene Entwürfe haben, die auf die Zeichnungen deines Großonkels zurückgehen?«

»Die sind alle in hellem Aufruhr. Der Kunde ist ungeduldig, und Ivor hat ihm die Information für heute Nachmittag versprochen. Er erweckt immer gern den Eindruck, die Dinge liefen wie am Schnürchen. Ich glaube, es ist einer der Entwürfe mit einem griechischen Fries, also fange ich mit dem Buch an.«

»Dann geh schon mal hoch. Ich schicke Belinda mit einer Tasse Tee für dich rauf.«

Das Erdgeschoss des Hauses in der Walton Street wurde als Ausstellungsraum genutzt, oben im Atelier, das auch als Büro diente, wurden die Musterbücher aufbewahrt.

Da ihre Tante akribische Aufzeichnungen und Musterbücher führte, brauchte Rose nicht lange, um den gesuchten Entwurf zu finden. Den Stoff gab es in vier verschiedenen Farben: in einem warmen Rot, in Königsblau, in Dunkelgrün und in einem satten Goldgelb. Das Muster am Rand stammte von einem antiken Fries, den ihr Onkel abgezeichnet hatte. Das Stück Fries, das sich jetzt in einem Londoner Museum befand, hatte der Earl of Carsworth, wie es in den Notizen ihres Onkels hieß, in den 1780er Jahren von einer Bildungsreise auf den Kontinent mitgebracht.

Rose notierte diese Informationen, trank ihren Tee, der inzwischen kalt geworden war, und eilte wieder die Treppe hinunter.

Draußen blies der Ostwind ihr schneidend entgegen, und es kam ihr noch kälter vor als vorher, trotz der Wärme ihres dicken marineblauen Kaschmirmantels – ein Geschenk von ihrer Tante, als sie angefangen hatte zu arbeiten –, ein Mantel, in dem sie »den richtigen Eindruck erweckte«, hatte Amber gesagt.

Den richtigen Eindruck. Traurigkeit überschattete Roses Gedanken, als sie ein Taxi herbeiwinkte. Die Fahrt musste sie natürlich selbst bezahlen, aber das war besser, als womöglich noch zu spät zurück zu sein. Was ihre Tante nicht gesagt hatte, was sie aber beide wussten, war, dass es aufgrund ihrer Ähnlichkeit mit ihrer leiblichen Mutter für die Leute nur allzu leicht wäre, sie nicht als die Nichte einer der reichsten Frauen von Cheshire zu betrachten – deren erster Gatte der Herzog von Lenchester gewesen war und deren zweiter Gatte der

örtlichen Gentry angehörte –, sondern als die Tochter einer armen chinesischen Einwanderin.

Dabei war ihre Mutter nicht einmal annähernd etwas so Respektables gewesen.

»Deine Mutter war eine Hure, eine Prostituierte, die ihren Körper an Männer verkauft hat«, hatte ihre Cousine Emerald Rose einmal verhöhnt.

Rose wusste, dass Emerald gehofft hatte, sie zu schockieren und zu verletzen, doch wie konnte sie, wo Rose oft genug gehört hatte, wie ihr Vater unter dem Einfluss von Alkohol und Drogen genau so über ihre Mutter hergezogen war?

Ihr Vater hatte ihr allzu oft erklärt, dass er sich allein ihretwegen dem Alkohol zugewandt hatte, um die Verzweiflung und das Elend des Lebens zu ertränken, zu dem ihre Existenz ihn zwang. Sie, die Tochter, die er verabscheute und hasste und die genauso aussah wie die chinesische Hure, die ihre leibliche Mutter gewesen war.

Nach seinem Tod hatte Rose schreckliche Angst gehabt, man würde sie wegschicken – zurück nach China. Ihre Urgroßmutter hätte das, wie Emerald ihr erklärt hatte, getan, ohne mit der Wimper zu zucken, doch ihre Tante Amber hatte dafür gesorgt, dass Rose ein Zuhause bekam, das weit über ihre kühnsten Träume hinausging.

Ihre Tante Amber und deren Mann Jay waren wunderbar freundlich und großzügig zu Rose gewesen, und so war sie in Denham Place aufgewachsen, zusammen mit ihrer Cousine Emerald, Ambers Tochter aus erster Ehe, mit Ella und Janey, Jays beiden Töchtern aus seiner ersten Ehe, und mit Ambers und Jays Zwillingen, den beiden Mädchen Cathy und Polly. Sie war auf dasselbe exklusive Internat geschickt worden wie Ella und Janey und hatte wie sie St. Martins besucht, das berühmte College für Kunst und Design in London. Man hatte ihr das Gefühl gegeben, Teil der Familie zu sein – was nach ihrer unglücklichen frühen Kindheit, als jeder falsche

Schritt einen Zornausbruch ihres Vaters provozierte, paradiesisch gewesen war. Alle hatten ihr dieses Gefühl gegeben, bis auf Emerald. Aus irgendeinem Grund verabscheute sie Rose, und selbst jetzt noch machte sie oft spitze Bemerkungen, die so giftig waren wie je.

Rose lebte zusammen mit Ella und Janey in einem vierstöckigen Haus in Chelsea, wo auch Amber wohnte, wenn sie alle zwei Monate nach London kam, um sich um ihre Firma für Innenausstattung zu kümmern.

Rose hielt große Stücke auf ihre Tante, es gab nichts, was sie nicht für sie tun würde. Amber hatte sie beschützt und unterstützt und darüber hinaus auch geliebt. Als Rose also gemerkt hatte, wie sehr es ihre Tante freute, wenn sie über Innenausstattung sprach, hatte sie beschlossen, so viel wie möglich über dieses Metier zu lernen. Das hatte wiederum dazu geführt, dass ihre Tante sie ermutigte, eine Ausbildung als Innenausstatterin zu machen, damit sie eines Tages die Leitung von Ambers Firma übernehmen konnte. Der Gedanke daran, dass ihre Tante großes Vertrauen in sie setzte und an sie glaubte, erfüllte Rose mit frischer Entschlossenheit, niemandem zu zeigen, wie schrecklich sie es fand, für Ivor Hammond zu arbeiten.

Ihre Tante war hochofregut gewesen, als ihr alter Freund Cecil Beaton verkündet hatte, er habe Ivor Hammond empfohlen, Rose als Lehrlin zu sich zu nehmen.

»Bei ihm wirst du viel mehr lernen, als ich dir je beibringen könnte, Schatz. Und eines Tages wirst du die gefragteste Innenausstatterin in ganz London sein.«

Das Taxi hielt vor dem Laden ihres Chefs in der Bond Street. Das Schaufenster war mit zwei beeindruckenden Regency-Stühlen und einem Schreibpult aus Mahagoni dekoriert, auf dem ein schwerer georgianischer silberner Kerzenleuchter stand.

Ivor war auf die typischen Möbel und das elegante Dekor der Oberschicht spezialisiert, für die sich inzwischen auch im-

mer mehr soziale Aufsteiger interessierten. Roses eigener Geschmack neigte eher zu einem moderneren, nicht so überladenen Look, doch das würde sie niemals sagen. Wenn ihre Tante glaubte, Ivor sei der Richtige, um ihr alles über Innenausstattung beizubringen, dann würde sie ihre rebellischen Ideen, die sie sich nach etwas Aufregenderem und Innovativerem sehnen ließen, fallen lassen.

»Oh, da bist du, Chinky.«

Obwohl sie bei Piers' Worten innerlich zusammenzuckte, wehrte sie sich nicht, sie war schließlich schon Schlimmeres genannt worden. Ihre Urgroßmutter hatte keinen Hehl daraus gemacht, wie sehr sie es verabscheute, »ein hässliches gelbes Gör« zur Urenkelin zu haben.

»Hast du die Informationen, die der Chef wollte? Ich möchte nicht in deiner Haut stecken, wenn du sie nicht hast, denn er hat eine Stinklaune. Die Jackpot-Gewinnerin war da, während du weg warst, und hat ihren Auftrag storniert.«

»Ich dachte, er wollte sie sowieso nicht als Kundin«, erwiderte Rose.

Ihr Chef hatte sich, wie Rose fand, unnötig abschätzig über die Wasserstoffblondine geäußert, die in einem Leopardenfellmantel und einer dicken Parfümwolke in den Laden gestöckelt war, um zu verkünden, sie und ihr Mann hätten beim Toto gewonnen und würden sich eine »schicke Wohnung« kaufen, die sie neu ausgestattet haben wollten.

»Sie wollte er vielleicht nicht, ihr Geld schon.« Piers schniefte abschätzig. »Ich sollte wirklich allmählich über die anderen Angebote nachdenken, die ich hatte. Wie der liebe Oliver Messel neulich zu mir sagte, ich muss wirklich meinen Ruf und meine Zukunft im Auge behalten, wenn ich mit der Art von neureichen Kunden in Verbindung gebracht werde, die Ivor heutzutage anzieht. So was spricht sich schließlich rum. Und die Tatsache, dass er dich genommen hat, hilft auch nicht gerade. Na, wie denn auch? Ich bin überrascht, dass wir

nicht mit Anfragen für Kostenvoranschläge für die Neugestaltung der chinesischen Restaurants in Soho überschwemmt werden.«

Roses Gesicht brannte, während er über seinen eigenen Witz kicherte. Sie wünschte sich das Ende des Tages herbei, wenn sie der giftigen Atmosphäre des Ladens entfliehen konnte.

Vollkommen wohl und sicher und akzeptiert fühlte sie sich nur, wenn sie mit ihrer Tante Amber zusammen war, und hätte sie ihrer Tante nicht einen Gefallen tun wollen, hätte Rose sie angefleht, ihr zu helfen, eine andere Arbeitsstelle zu finden.

Mit Jays Töchtern kam sie gut zurecht, sie hatten viel Spaß zusammen. Trotzdem war Rose sich deutlich bewusst, dass sie anders war, eine Außenseiterin, deren Aussehen Menschen – besonders Männer – dazu verleitete, sich ihr gegenüber verletzend und grob zu verhalten. Sie sahen Rose an, als wüssten sie alles über ihre Mutter, als wollten sie, sie wäre wie ihre Mutter. Doch so würde sie niemals sein, niemals ...

»Um Himmels willen, Ella, sei vorsichtig. Du bist wirklich schrecklich ungeschickt.«

Ungeschickt und reizlos, dachte Ella Fulshawe elend, als sie sich bückte, um die Wäscheklammern aufzuheben, die vom Tisch gefallen waren, wo eine Nachwuchskraft aus der Moderedaktion sie hingelegt hatte. Mit ihnen wurden die Kleider hinten zusammengehalten, sodass es, wenn die überschlanen Mannequins von vorn fotografiert wurden, so aussah, als würden die Kleider passen.

Ella war nicht begeistert, für *Vogue* zu arbeiten, sie wäre lieber eine richtige Reporterin bei einer richtigen Zeitung gewesen. Ihre Schwester Janey mochte sie beneiden, doch Janey lebte und atmete Mode, während Ella sich überhaupt nicht dafür interessierte. Sie wollte über wichtige Dinge schreiben, nicht über dämliche Kleider. Doch als man ihr die Stelle an-

geboten hatte, war ihr Vater so erfreut und stolz auf sie gewesen, dass sie sie einfach nicht ausschlagen konnte.

»Dein Vater hofft sicher, dass du dich von einem hässlichen Entlein in einen Schwan verwandelst, wenn du für *Vogue* arbeitest«, hatte Emerald nur spöttisch kommentiert.

Hatte ihr Vater wirklich gedacht, wenn sie für *Vogue* arbeitete, würde sie sich in etwas Hübsches und Selbstbewusstes verwandeln? Wenn ja, waren seine Hoffnungen bitter enttäuscht worden. Im Gegenteil, neben den hübschen, glamourösen Mannequins, mit denen sie nun jeden Tag zu tun hatte, fühlte sie sich umso reizloser. Neben diesen Frauen mit ihren kleinen Brüsten und schlanken Beinen kam sie sich unförmig und dick vor. Ihre üppigen Brüste und ihren kurvenreichen Körper mochte sie dann überhaupt nicht mehr.

»Wirklich schade, dass du zwar die Gesichtszüge deiner armen Mutter geerbt hast, aber nicht ihre Figur. Ehrlich, Ella, so viel fleischiges Übermaß hat etwas entschieden Bukolisches und nahezu Gewöhnliches. Deine arme Mutter wäre entsetzt, wenn sie dich sehen könnte. Wo sie selbst doch so schlank war.«

Die unfreundliche Kritik, mit der ihre Tante Cassandra Ella bedacht hatte, als sie in die Pubertät gekommen war, hatte ihre Spuren hinterlassen und sie viel mehr verletzt, als es die gehässigen Bemerkungen ihrer Stiefschwester Emerald je vermochten. Sie waren tief in Ellas Herz gebrannt.

Die Mannequins waren so schlank und so hübsch, und Ella sah die Bewunderung in den Augen der Fotografen, die mit ihnen arbeiteten und die sie, Ella, nur mit einem kurzen Blick abtaten. Zumindest die meisten. Einer hatte es für nötig befunden, seine Verachtung für sie sehr deutlich zu machen. Oliver Charters.

Charters war ein aufstrebender junger Fotograf, der sich gerade seine ersten Sporen verdiente. Der Moderedaktion von *Vogue* zufolge war er außerordentlich talentiert und würde

es weit bringen. Ein einziger Blick aus seinen strahlend grünen Augen genügte, und Mannequins und Redakteurinnen schmolzen gleichermaßen dahin.

Doch als dieser grünäugige Blick in Ellas Richtung gefallen war, war das unbekümmerte Interesse, mit dem er die anderen jungen Frauen bedachte, verschwunden und von schierem Unglauben abgelöst worden. Als wäre das nicht schlimm genug, hatte er diesen Blick auch noch mit einem entsetzten Ausruf begleitet, was die Assistentin des Artdirectors zu einem boshaften Kichern inspirierte und dazu, den Vorfall später vor dem ganzen Redaktionsteam zum Besten zu geben.

Oliver Charters war jetzt hier in dem kleinen, beengten Büro, wo Ella Chefin, die Feature-Redakteurin, und die leitende Moderedakteurin das hübsche Mannequin musterten, das ein viel zu großes cremefarbenes Kleid trug.

Ella tat ihr Bestes, um ihre unmoderne Figur zu verbergen; sie hüllte sich in weite, ausgebeulte Pullover über Faltenröcken und weißen Blusen – fast so, als trüge sie noch ihre Schuluniform, wie Janey einmal missbilligend bemerkt hatte.

Zu Hause in Denham war sie die Älteste, und dort war sie selbstbewusst genug, um ihre Verantwortung gegenüber den Jüngeren zu übernehmen, besonders gegenüber Janey, die ständig Dummheiten machte und sich in Schwierigkeiten brachte, manchmal in richtig ernste. Vor allem, wenn es darum ging, sich Versagern sämtlicher Couleur anzunehmen – sowohl tierischen als auch menschlichen. Doch hier bei *Vogue*, ohne den Schutz durch die Liebe ihres Vaters und ihrer Stiefmutter, fühlte Ella sich linkisch, verletztlich und dumm. Jetzt hatte ihre Unbeholfenheit dazu geführt, dass ihr Gesicht brannte und ihre Kehle sich über den drohenden Tränen schloss.

»Darüber kann ich unmöglich schreiben. Es sieht schrecklich aus«, beklagte Ella Chefin sich. »Ich soll über aufregende neue junge Mode berichten; das sieht eher aus wie etwas, was eine Bauersfrau oder ein Mädchen wie Ella tragen würde. Wo

ist das Kleid von Mary Quant? Geh und such es, wärst du so nett, Ella?«, verlangte sie.

Oliver, der sich in der offenen Tür abstützte, während er sich mit dem Mannequin unterhielt, versperrte ihr den Weg. Die Lederjacke, die er zu Jeans und schwarzem T-Shirt trug, verlieh ihm etwas Liederliches, was zu seinem überlangen dunklen Haar und der Zigarette passte, die ihm aus dem Mundwinkel hing. Janey hätte ihn toll gefunden, Ella fand ihn eher lästig.

»Verzeihung.«

Er war so von dem Mannequin gefesselt, dass er weder ihre Entschuldigung gehört noch mitbekommen hatte, dass sie nicht durch die Tür kam.

Ella räusperte sich und versuchte es noch einmal.

»Verzeihung, bitte.«

Das Mannequin zupfte am Ärmel seiner Lederjacke. »Ella möchte vorbei, Oliver.«

»Dann zwäng dich halt vorbei, Liebchen. Ich hätt nichts dagegen, wenn du dich an meinem Hintern reibst.«

Mit diesen absichtlich vulgären Worten hoffte er wohl, Ella in Verlegenheit zu bringen. Ella schoss einen eisigen Blick auf seinen Rücken ab. Das Mannequin kicherte, als Oliver den Rücken so weit durchbog, dass sie selbst sich vielleicht hätte durchzwängen können. Doch für Ella war es bei weitem zu eng.

»Ella kommt da nicht durch. Ollie, rück mal beiseite«, erklärte das Mannequin ihm.

Jetzt musterte er Ella von oben bis unten und dann wieder bis oben, und seine Inspektion fand erst ein Ende, als sein Blick auf ihrem inzwischen puterroten Gesicht ruhte.

»Gehst du Tee kochen, Liebchen?«, fragte er und schenkte ihr ein gemeines Grinsen. »Für mich zwei Stück Würfelzucker«, fügte er hinzu, bevor er den Blick genüsslich auf ihren Brüsten ruhen ließ.

Beim Hinausgehen hörte Ella noch, wie das Mannequin

gehässig sagte: »Die arme Ella. Ich würde ja im Boden versinken, wenn ich so fett wäre wie ein Elefant. Ich bin überrascht, dass sie nicht versucht, wenigstens ein bisschen abzunehmen.«

Oliver Charters lachte und meinte: »Es hätte gar keinen Zweck, wenn sie es versuchte. Sie würde es eh nicht schaffen.«

Mit brennendem Gesicht blieb Ella wie angewurzelt stehen, gezwungen, mit anzuhören, wie sie sich über sie ausließen, bis sie sich schließlich aus ihrer Starre löste und weiterging. Sie hasste die beiden, aber ihn, Oliver Charters, hasste sie am meisten, wie sie bitter feststellen musste. Widerlicher Kerl! Das hämische Lachen der beiden folgte ihr den Flur hinunter.

Oliver Charters dachte also, sie besäße nicht die Willenskraft, um abzunehmen? Na, dem würde sie es zeigen. Sie würde es allen zeigen.

### *Die Herzogin.*

Dougie Smith stierte auf den verblassten Namen am Bug des Schiffes, das am Trockendock festgemacht war.

»Wurd' stillgelegt, weil sie nich' mehr gebraucht wird. Von was Neuem von ihrem Platz verdrängt«, erklärte ein alter Matrose ihm, der am Kai stand und sich eine Capstan Full Strength anzündete, und krönte seine Worte mit einem Hustenanfall.

Dougie überlegte, ob das stille, fast ominöse Schiff ihm in seiner erzwungenen Ruhepause wohl eine Botschaft übermitteln sollte. Er nickte zu der Bemerkung des Matrosen und wandte sich ab, ging den hektischen Aktivitäten auf dem Kai mit ihrem Gestank nach abgestandenem Wasser, Fracht und der vertrauten Mischung aus Teer, Öl, Tauen und Myriaden anderer Aromen mit Bedacht aus dem Weg.

Er duckte sich unter Trossen und Tauen weg und schmiegte sich tiefer in die Matrosenjacke, die er sich auf Anraten anderer Matrosen schon in der milden Wärme von Jamaica gekauft hatte, wo er das Schiff gewechselt hatte.

Das Frachtschiff, auf dem er dort angeheuert hatte, um sich seine Passage nach London zu verdienen, ragte aus dem kalten Januarnebel wie ein grauer Geist. Dougie schauderte. Die Matrosen hatten ihn vor dem kalten, nebligen Wetter in London gewarnt. Die meisten waren zähe alte Teerjacken gewesen, die ihn zuerst misstrauisch beäugt hatten – den jungen Australier, der eine billige Passage ins »Heimatland« wollte. Doch sobald er bewiesen hatte, dass er sich ordentlich ins Zeug legen konnte, hatten sie ihn unter ihre Fittiche genommen.

Er hatte Gewissensbisse, weil er ihnen Lügen aufgetischt hatte, doch er bezweifelte, dass sie ihm geglaubt hätten, wenn er mit der Wahrheit herausgerückt wäre. Was hätte er sagen sollen? »Ach, übrigens, Jungs, ich dachte, es wäre vielleicht besser, wenn ich euch sage, dass so ein Anwalt in London glaubt, ich wäre ein Herzog.« Dougie konnte sich lebhaft vorstellen, wie sie darauf reagiert hätten. Schließlich erinnerte er sich noch gut an seine eigene Reaktion, als er die Nachricht bekommen hatte.

Er hob seinen Seesack auf, kehrte dem grauen Rumpf des Schiffes, das in den letzten Monaten sein Zuhause gewesen war, den Rücken und schlug, wie er hoffte, die richtige Richtung zur Seemannsmission ein, wo er, wie man ihm versichert hatte, ein sauberes Bett für die Nacht kriegen würde.

Wenigstens fuhren sie hier auf derselben Straßenseite, nahm er erleichtert zur Kenntnis, als aus dem Nebel ein Lastwagen auf ihn zukam, dessen Fahrer hupte, damit er ihm aus dem Weg ging.

Auf den Kais herrschte reges Treiben, und niemand achtete besonders auf Dougie. Seeleute stellten einander keine Fragen, sie hatten – ganz ähnlich wie die Viehtreiber im Outback – einen Ehrenkodex, der besagte, dass jeder das Recht hatte, seine Vergangenheit für sich zu behalten.

Dafür war Dougie dankbar gewesen auf seiner langen Reise nach England. Er wusste immer noch nicht recht, was er davon

halten sollte, dass er womöglich ein Herzog war. Sein Onkel, der die britische Oberschicht aus Gründen, die er nie richtig erklärt hatte, verachtete, hätte ihm in deutlichen Worten zu verstehen gegeben, er solle den Brief des Anwalts ignorieren.

Doch was war mit seinen Eltern – was hätten sie gedacht? Dougie wusste es nicht. Sie waren kurz nach seiner Geburt bei einer Überschwemmung ums Leben gekommen, und wenn sein Onkel nicht gewesen wäre, wäre er in einem Waisenhaus gelandet. Er hatte Dougie nie viel über seine Eltern erzählt. Dougie wusste bloß, dass sein Onkel der Bruder seiner Mutter war und dass es ihm nicht recht gewesen war, dass sie Dougies Vater geheiratet hatte.

»Ein Weichling mit englischem Akzent und seltsamem Gebaren, der ein Schaf nicht mal hätte scheren können, wenn es um sein Leben gegangen wäre.« Viel hatte er nicht für seinen Schwager übriggehabt.

Es war hart gewesen, im australischen Outback aufzuwachsen, auf einer großen Schaffarm, etliche Meilen von der nächsten Stadt entfernt. Aber auch nicht härter als das Leben vieler anderer junger Burschen. Wie sie hatte er seine Hausaufgaben in der Küche der Farm gemacht, unterrichtet von Lehrern, die über den Äther Kontakt zu ihren Schülern hielten. Wie sie hatte er seinen Teil auf der Farm tun müssen.

Nachdem die Schule und die Prüfungen überstanden waren, hatte sein Onkel ihn auf eine benachbarte Schaffarm geschickt – als »Jackaroo«, wie man die jungen Männer der jüngeren Generation nannte, die eines Tages die Farmen ihrer Familien übernehmen würden.

Nach dem Krieg waren die Zeiten hart gewesen, und das war seither so geblieben. Als sein Onkel krank geworden war, hatte der fliegende Arzt ihm gesagt, er habe ein schwaches Herz und solle aufhören zu arbeiten. Doch sein Onkel hatte sich rundheraus geweigert und war, genau wie er es sich gewünscht hatte, eines Abends bei Sonnenuntergang auf der Ve-

randa seines baufälligen Bungalows gestorben, während der Regen auf das Blechdach prasselte wie Gewehrkugeln.

Dougie hatte, als einziger Verwandter, die Farm geerbt, samt der Schulden und der Verantwortung für die Leute, die auf der Farm arbeiteten: Mrs Mac, die Haushälterin, und die Treiber Tom, Hugh, Bert und Ralph samt ihren Frauen und Familien.

Dougie hatte bald herausgefunden, dass ihm nichts anderes übrig blieb, als das Angebot eines wohlhabenden Nachbarn anzunehmen, der sich zur Hälfte in die Schaffarm einkaufte.

Das war vor fünf Jahren gewesen. Seither war die Farm gediehen, und Dougie hatte sich eine Auszeit genommen, um seine Ausbildung in Sydney abzuschließen. Dort hatte ihn der erste Brief des Anwalts erreicht, und er hatte ihn schlichtweg ignoriert.

Ein halbes Dutzend Briefe später – und mit wachsendem Bewusstsein dafür, wie wenig er eigentlich über seinen Vater und dessen Familie wusste – war er zu dem Schluss gekommen, er sollte vielleicht herausfinden, wer er war und wer nicht.

Der Anwalt hatte ihm angeboten, ihm die Passage vorzuschießen. Nicht dass Dougie einen solchen Vorschuss gebraucht hätte – er besaß jetzt dank des Erfolgs der Farm eigenes Geld –, doch er hatte sich nicht auf eine Situation einlassen wollen, die ihm nicht ganz geheuer war, ohne mehr darüber zu wissen.

Für seine Überfahrt nach England zu arbeiten mochte nicht der schnellste Weg gewesen sein, um hinzukommen, doch es war todsicher der aufschlussreichste, wie Dougie zugeben musste, als er durch das Dock-Tor ging und in die nebelverhangene Straße einbog.

Er war Dougie Smith – Smith war der Nachname seines verstorbenen Onkels gewesen und der Name, den er immer getragen hatte –, doch laut seiner Geburtsurkunde war er Drogo Montpelier. Vielleicht war er auch der Herzog von

Lenchester, doch im Augenblick war er ein Matrose, der eine anständige Mahlzeit brauchte, ein Bad und ein Bett, exakt in dieser Reihenfolge. Der Anwalt hatte ihm in seinen Briefen die Familienkonstellation hier in England dargelegt und ihm erklärt, der Tod des letzten Herzogs und seines Sohns und Erben bedeute, dass er, der Enkel des Großonkels des verstorbenen Herzogs – wenn er das denn tatsächlich war –, jetzt der Nächste in der Erbfolge war.

Doch was war mit der Witwe des letzten Herzogs, die inzwischen wieder geheiratet hatte? Was war mit seiner Tochter, Lady Emerald? Dougie konnte sich nicht vorstellen, dass sie ihn willkommen heißen würden, wenn er in ein Territorium drängte, das sie gewiss als das ihre betrachteten.

Er mochte nicht viel über die britische Oberschicht wissen, doch eines war ihm klar: Wie jede andere eng verbundene Gemeinschaft würde sie einen Außenseiter auf den ersten Blick erkennen und die Reihen schließen. Das war der Lauf der Welt, und obendrein war es nur natürlich.

Eine junge Frau mit müden Augen und blässlicher Haut, in schabigen Kleidern, die Haare strohgelb gefärbt, drückte sich von der Mauer ab, an der sie gelehnt hatte, und rief: »Willkommen zu Hause, Seemann. Wie wär's, willst du 'nem hübschen Mädchen was zu trinken spendieren und dich von ihr ein bisschen verwöhnen lassen?«

Dougie schüttelte den Kopf und ging an ihr vorbei. Willkommen zu Hause. Würde er willkommen sein? Wollte er hier willkommen sein?

Dougie hievte seinen schweren Seesack höher auf die Schulter und drückte den Rücken durch. Es gab nur einen Weg, es herauszufinden.



Penny Jordan

**Ein Hauch von Seide**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 544 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-47170-6

Goldmann

Erscheinungstermin: September 2011

London in den Fünfzigerjahren. Die vier jungen Erbinnen einer berühmten Seidendynastie müssen sich der Realität stellen: Die verwöhnte Emerald, die attraktive Rose, die rebellische Jenny und die ambitionierte Ella leben und vergnügen sich in der Glamourwelt der Mode und glauben, dass ihnen die Welt zu Füßen liegt. Doch auch in einem Luxusleben ist nicht alles so leicht, wie es scheint, und Intrigen aus der Vergangenheit können fatale Auswirkungen haben ...